

Tragödie des Lebens.

Roman von H. Niesel-Ahrens.

(8. Fortsetzung.)

Ihr waren die letzten Tage soweit ereignislos vergangen, die Damen besanden sich allein, da Romano die Einladung seines Freundes, des Marquis Gelfo Rodriques, angenommen und eine halbe Woche auf dessen Besitzung bei Novo Friburgo verlebte.

Heute war Sonnabend, Daniela hatte sich vorgenommen, Rombeds zu besuchen; langsam schritt sie den Weg, der in anmutigen Windungen den Berg von Santa Theresia hinaufführte, dahin, in den sonnenhellen, farbenreichen Morgen hinein, das Kleid mit dem Rechten leicht gehoben, über dem Kopf einen weichen Spitzenhaarnetz schirm. Im Kloster auf dem Hügel fehmärts läutete die Glocke friedlich zum Gebet und Daniela wünschte, abgeschlossen von der Welt, dort hinter jenen verwitterten Fenstern in den Reihen der Schwestern sitzen zu dürfen. Washalb war sie denn eigentlich gekommen, — nur zum Schmerze, zu Enttäuschungen und seelischen Leiden?

Sie hatte eben den Fuß des Hügel erreicht und trat in eine kleine, aus niedrigen Häusern bestehende Straße, als aus kurzer Entfernung eine weibliche, ziemlich rauhe Stimme vernommen wurde:

„Fräulein Daniela!“

Diese sah hinter sich zur Seite und bemerkte auf der Thürschwelle eines der Häuser die nachlässige Erscheinung einer Frau in mittleren Jahren; sie trug ein büßliches graues Kleid, das pechschwarze Haar sah noch ungekämmt um das magere Gesicht, welches trotz der stark hervorbreitenden Nase und den spitzen Wadenknöcheln Spuren einer Schönheit verriet, die keine gewöhnliche gewesen sein mochte, ehe das unerbittliche Lafter des Trunkes die Haut gerötet, und Glend und Zerfahrenheit des Lebens den Stempel der Gesunkenheit auf das Antlitz gepreßt hatten.

„Fräulein Daniela, bitte, auf ein Wort — Verzeihung, aber möchten Sie nicht auf einen Augenblick zu mir hereinkommen?“ das dieselbe Stimme in reinem Deutsch.

Halb mechanisch folgte sie der Aufforderung, worauf die Frau geschäftig voranellte und die Thüre zu einem Zimmerchen öffnete, welches den Eindruck der „guten Stube“ eines kleinen Handwerkers hervorrief; ein widerlicher Dunst von heißem Grog und Zigaretten dampf schlug dem jungen Mädchen entgegen, es schien, als huldige die Fremde der Gewohnheit des Rauchens, die hier in den unteren Klassen auch der weiblichen Bevölkerung herrscht. Sie drückte Daniela sanft auf das Kopfhaar, ließ sie dann an ihrer Seite nieder und betrachtete sie mit einem sonderbaren Ausdruck von Spannung, Freude und Gerührtheit.

„Sie haben natürlich keine Ahnung wer ich bin, können es ja auch nicht wissen — das ist alles so traurig —“

Sie brach ab, zog hastig ein unsaureres Taschentuch hervor und drückte es, aufschluckend, gegen ihre Augen. „Hassen Sie sich, liebe Frau, mit wem habe ich denn die Ehre?“ fragte Daniela beklommen.

„Ich — bin — Rosalie Degen, geborene Blume — Sie sollen alles erfahren, nur eine Frage möchte ich mir zuvor erlauben — nicht wahr, Sie wohnen nicht mehr im Hause des Herrn Oberst von Webdingen?“

„Ich befinde mich seit einiger Zeit bei Dona Angela, Gräfin Montsanto, — doch weshalb —“

„Fragen Sie?“ ergänzte Rosalie Degen, „das wollten Sie sagen, nicht wahr, und mit vollem Red! Was kümmert es mich, die Fremde, wo Sie wohnen oder wo Sie sich aufhalten, Sie sind erlaubt, daß ich mir herausnehme, Sie hereinzuführen, natürlich, Ich habe jedoch ein viel größeres Interesse an Ihrem Wohlergehen, als Sie ahnen, Daniela, Kind,“ fügte sie mit gesteigertem Pathos hinzu, „spricht die Stimme Deines Herzens nicht ein bißchen für mich? Ich bin Deine Mutter.“

Bei diesen Worten sank die Frau auf den Boden in ihre Knie und verbergte das Gesicht in den Schoß der Tochter.

„Meine Mutter!“ wiederholte Daniela wie im Traum, erschüttert, entsetzt, angezogen und zugleich abgeschossen, — dazwischen bestreite, die aufrührerischen Gefühle als süßhaft zu erwidern. Wie anders hatte sie sich deren Bild gedacht!

„Na, Deine liebliche Mutter“, behauptete Rosalie, indem sie sich gefaßt aufrechtsetzte, und daß Du nicht so besonders erfreut darüber bist, nehme ich Dir weiter nicht übel; es wäre auch gewiß niemals zu diesem Gesichtsbild meinerseits gekommen, wenn nicht besondere Umstände mich dazu veranlaßt hätten.“

„Das alles kam so schnell, ich kann mich kaum fassen,“ bemerkte Daniela, eine Beute unerschöpflicher Verwirrung.

„Selbstverständlich kannst Du mich benehmen nicht gleich begreifen, ich werde Dir alles erzählen, die armen Kinder, Na, ja — ich war nicht immer solch ein jammervolles Weibchen wie heute, Glend, Roth und Mißhandlungen brachten mich so weit; ein armer Mann, ein Portugiese Namens Ricardo, hat mich geschlagen, und zum ersten Mal stand ich im Begriffe, mich zu vergiften. Na, das mag ruhen sprechen wir von Dir; Kind, ich weiß mehr, als Du denkst, und ferne die Verhältnisse im Hause des Obersten von Webdingen ganz genau, weil es in meinem Interesse liegt, stets von dem

Lausenden unterrichtet zu sein. So erfuhr ich auch, daß Frau von Haffelbach immer festeren Fuß in der Zuneigung des Onkels fand und die Zuneigungen wurde, ihren Verbüchigungen zu weichen, die scheinliche Person. Leider ist der Oberst durch sein Leiden ein willenloses Werkzeug in den Händen der räufelstüchtigen Frau geworden. — Du aber brauchst Dir das nicht gefallen zu lassen, Du darfst gegen sie auftreten, — weil — Daniela, weil der Oberst von Webdingen nicht Dein Pflegevater, sondern Dein wirklicher Vater ist.“

„Mein wirklicher Vater, ist das wahr? O, wie dankbar bin ich dafür! So läuße ich mich also doch nicht, als die innere Stimme mich mit so unendlicher Kindesliebe zu dem vornehmlichen Mann zog, wirklich mein Vater!“ rief Daniela, plötzlich belebt, voll tiefer Bewegung.

„Ja, so ist es. Ich handle gegen den strengen Befehl Deines Vaters und unserm Abkommen zuwider, indem ich Dir die Wahrheit erzähle, aber vermag dich Mutterherzen zu gebieten, wo es die Rechte des Kindes o gesüßmüht sieht, wie in diesem Falle? Ich lebte bis vor einer Woche in St. Paulo, schleppte mich mühsam durch; denn mein zweiter Mann, ein liederlicher Lump, hat mich verlassen, —“

„Sorge dich Papa nicht —“

„Ich ja, Kind, das hat er gethan und reichlich, aber es traten Verhältnisse ein, das Gelo wurde ausgegeben — davon später. Ich habe hier eine gute Bekannte, die mich gelegentlich von den Borängen in Eurem Hause benachrichtigt, und da erfuhr ich denn, daß man Dich sozusagen fortgeschoben hatte. Nein, dachte ich, nun ist's Zeit, handelnd einzugreifen, hat die Person, die Haffelbach, erst den kranken Mann für sich allein, da wird sie ihn schon stemmel, das Testament zu ihrem Vortheil zu machen; da wollen und müssen wir aber einen Niegel vorziehen.“

Daniela öffnete die Lippen zu einer Einmündung, doch die zerbeflegte Frau ließ sie nicht zu Worte kommen.

„Daß Dir erzählen, mein gute Deern, wie das Unglück mich all mein Leben verfolgt hat, dann wirst Du sehen, daß ich gar nicht so leichtfertig gewesen bin, wie es den Anschein hat. Ich bin guter Leute Kind, mein Vater war Zahnarzt in Stettin, und ich kam hierher, weil der Baron von Gumburg, von der deutschen Gesandtschaft, für seine bejahrte Mutter so ein Züchtelndes von Pflegerin und Gesellschafterin wünschte. Ich erhielt die Stellung und es gefiel mir gut. Im Hause bekehrten viele vornehme Herren, darunter auch der Herr Hauptmann Karl von Webdingen, aus der kaiserlichen Garde, ein hübscher, stattlicher Mann, so was nobles, offenes hatte er; und auch ich war damals wie man mir sagte, eine schöne Erscheinung. Wir sahen uns öfters und wie das so kommt, nach einem Jahre erklärte mir eines Tages der Hauptmann, ich gefiele ihm ausnehmend, sei so häuslich und verständig, ob ich seine Frau werden wollte; überglücklich — denn wie hätte ich solche Ehre erwarten können — verlobten wir uns und kaum war das geschähen, da traf uns wie ein Donnerschlag die Nachricht von dem Krieg mit Paraguay, er hegte düstere Ahnungen und glaubte, wir würden einander nicht wiedersehen und ich geriet vor Schmerz außer mir. Doch was half es, wir mußten uns fügen und erbot sich eine baldige Rückkehr, um unsere Hochzeit feiern zu können. Das war nun allerdings nicht der Fall, und für mich begann ein schreckliches Leben; ich erhielt keine Briefe von Webdingen, sie mußten in der Verwirrung eines blutigen Krieges in den Wildnissen von Paraguay verloren gegangen sein, dazu nahe der Zeitpunkt Deiner Geburt heran — Gott noch mal, ich kam mir vor wie verathen und verkauft. Zum Glück wurde meine alte Baronin eine Engelsseele, sie verdamnte mich nicht, sondern hand mir noch obendrein helfend zur Seite, als ich schließlich ein Stüchchen miethete und von meinen Ersparnissen zu leben begann. Da gar keine Nachricht von Deinem Vater eintraf, glaubte ich bestimmt, er sei todt; und diese Vermuthung wurde mir fast zur Gewißheit, als eines Tages sein Name auf der Liste der Verwundeten stand; man hatte ihn blutend und bewußtlos von Schlachtfeld getragen; viel zu spät erfuhr ich, daß diese erste Vermuthung eine leichtere gewesen, die zweite, viel schwerere, traf ihn später während des blutigen Gemetels bei Paritanga.“

„Wie sehr mußt Du damals gelitten haben!“ sagte Daniela bewegt, als die Erzählerin einen Augenblick schwand, um die von neuem fließenden Thränen zu trocken.

„Ich, ich habe viel durchgemacht, Kind; schredliches. Na, Du wurdst dann geboren, ich beweinete Deinen Tod aufrichtig, — aber ich war jung, das Leben mit seinen Ansprüchen trat hart an mich heran — wir wollten beide essen und trinken. Da lernte ich den Portugiesen Ricardo kennen, er erklärte sich bereit, mich zu heirathen, — und wenige Tage darauf, wer stand plötzlich vor mir? Dein Vater! Zurückgekehrt als Sieger, zum Oberst ernannt! Das gab Stunden, Kind, die dem Menschen all werden lassen vor der Zeit, janoah. Wir hatten einen furchtbaren Aufruhr, er nannte mich leichtsinnig, reulos, Dich aber nahm er kurze Zeit darauf in sein Haus, nachdem er mir eine Summe Geldes gegeben, wofür ich auf immer den Ansprüchen an

Dich entsagen sollte. Ich war dazu bereit, weil es mir das beste für Dich schien und auf die Weise auch für mich gefordert war; denn die Verwandten meines Mannes hatten mir alles genommen. So weit wäre denn auch alles gut gewesen, hätte ich mich nicht verleiten lassen, zum zweiten Mal zu heirathen, den Photographen Hermann Degen; sobald er alles, was ich besaß, durchgebracht, ließ der verbummelte Lump mich schmählich mit den Schanden sitzen. Der hat mich auf dem Gewissen, der Gauner! Damals half Dein Vater mir noch einmal, ich gründete ein Vermittelungsbureau in St. Paulo, es ging nicht. Jetzt schreibst man mir, daß Du aus dem Hause vertrieben seist; es hielt mich nicht länger, Du mußtelt alles erfahren und daß niemand das Recht begehrt, Dich aus dem Hause Deines Vaters zu verjagen.“

Es lag etwas Gefährliches und oberflächliches auf dem Wesen der Frau, wovon Daniela sich abgestoßen fühlte; es war ihr unmöglich, Liebe zu empfinden, so wo dringender hielt sie es jedoch für ihre Pflicht, Mitleid mit der Besessenen, vom Sturm des Lebens haltlos hin und her Geworfenen zu haben.

„Ich bin auch nicht verjagt worden,“ äußerte sie in dem Bewußtsein, als sei es notwendig, den Vater dieser Mutter gegenüber in Schutz zu nehmen. „Papa wollte mich auf ein Jahr in Pension geben, ich wünschte vorher ein paar Wochen bei Dona Angela, die ich lieb habe, verbringen zu dürfen, das ist alles.“

„So, so, das klingt freilich anders, drum auch, ich konnte mir die Sache nicht erklären; weilt Du, Kind, dann erwähne lieber noch nichts davon, daß wir zusammen gesprochen haben; ich verliere ja nichts dabei, aber Dir könnte es schaden; der Papa kann nämlich mächtig böse werden. Gern hätte ich ihn wohl um etwas Geld gebittet, die Courage fehlt mir jedoch, ich habe nämlich das Stübchen hier gemiethet, um Dir aufzupassen und meine Mittel sind zu Ende. Könntest Du mir nicht mit einer Kleinigkeit ausbessern, Kind?“

„Gewiß!“ Daniela zog ihr Portemonnaie hervor, schüttelte den Inhalt aus und reichte ihn der Mutter.

„Nächstens bekomme ich mein Taschengeld von Papa, da erhältst Du mehr.“

Jetzt wurde Frau Rosalie Degen gerührt. „Ich danke Dir, mein gutes Kind; Gott bist Du eine vornehme junge Dame geworden, und so ein hübsches, liebes Gesichtchen, ganz der hochgeborene Papa! Nur die schwarzen Augen und das traure Haar kaßt Du Dir von mir ausgeführt, Du kleiner Schelm!“

Daniela erhob sich. „Ich muß jetzt gehen, Mutter,“ das Wort war widerstrebend von ihren Lippen. „Nach einigen Tagen komme ich wieder und bringe das verprochen.“

„Tut das, Kind, und nur hübsch dreist aufzutreten gegen die Haffelbächer! Macht auf der Papa kein Testament, um so besser, dann fällt Dir alles zu und daß Du mich in dem Fall nicht verläßt, das weiß ich. Adieu, mein süße Deern, adieu!“

Als Daniela endlich das kleine Haus hinter sich hatte, athmete sie, still stehend, bereit auf, und aus dem beschämten Gefühl des Friedens auf ihrer Geburt und der gesunkenen Mutter trat sich das freudige Bewußtsein: „Er ist Dein Vater! Du hast ein Anrecht auf seine Zärtlichkeit, auf seinen Schutz.“ Heißer noch erschloß sich der Quell unendlicher Kindesliebe für den nicht veranbten alten Herrn und nichts sollte sie fortan mehr hindern, ihm diese Liebe zu beweisen.

Als Romano, der gegen Abend von seinem Ausflug heimkehrte, später auf dem Balkon des Gzimmers stand, näherte sich ihm Daniela.

„Ich werde Ihr gastfreies Haus vielleicht schon nach einigen Tagen wieder verlassen müssen, Graf Romano, und möchte Ihnen nur noch einmal danken für die liebevolle Aufnahme, welche Sie mir so bereitwillig zu Theil werden ließen.“

„Gefällt es Ihnen nicht bei uns?“ gab er zurück, ohne den Blick von dem erleuchteten Stabtheil und dem angrenzenden Meere, das sich in die Schatten sinkender Dämmerung verlor, zu wenden.

„Doch, ich bin froh und zufrieden hier gewesen, wie könnte das auch anders sein; aber, es sind ganz unermessliche Verhältnisse ingetreten, die ich Ihnen jetzt unmöglich erklären kann, und die mich veranlassen, bei Papa zu bleiben, wo mein Platz ist.“

„So richtig?“

„Graf Romano glaube innerlich nicht recht an diese Verhältnisse, sondern hielt sie für einen Vorwand; Daniela wollte jedenfalls nach der Palmvereine zurückkehren, weil sie dort ungehindert den Verkehr mit Leopold Rombed betreiben konnte.“

„Es steht Ihnen natürlich frei, zu thun und zu lassen was Ihnen beliebt,“ Donna Daniela,“ erwiderte er küßlich. „Nicht das Herz Sie nach Hause, so wäre es natürlich vergebens, Sie aufhalten zu wollen.“

Als er allein war, überfam ihn ein unaussprechlich bitteres Gefühl. „Was war es nur, daß er mit seinem liebevollen Herzen überall so gar keine Erwiderung fand, seine Liebe, die er so heiß ersehnte?“

Und verstand, wie die Umrisse der hinunterliegenden abendlichen Umgebung, verloren sich seine Gedanken allmählich in die der Künstlerseele angelegentlich der geliebten Natur, deren lebendigen Pulsschlag er in seinem eignen Innern spürte.

Sie erliegen Gefühle, die mich nicht haben und die ich nicht verstehen kann. Ich bin ein Kind, das mich nicht verstehen kann. Ich bin ein Kind, das mich nicht verstehen kann. Ich bin ein Kind, das mich nicht verstehen kann.

gestellt in der Herzgegend, rasch vorübergehend und doch wie ein Mahnruß!

„Mein Gott! Wenn es möglich ist — und es soll sein — dann gib mir einen raschen Tod und erspare mir das langsame Hinsterben eines kranken Körpers, wenn es möglich sein sollte.“

Keine Antwort. Nur aus der feierlichen Höhe des dunkelblauen Domes klang es leise wehend, wie Geistergusch zu dem ringenden Sterblichen hinab.

Das rieselnde Gauseln des Regens dampft heute jeden Laut; auf der Natur liegt Schweigen, einer leblosen grauen Fläche gleich streckt sich das Meer.

In dem behaglichen Salon, dessen Frontfenster auf den Park gingen, sah früh Morgens Oberst von Webdingen, ihm gegenüber am Tische Valeska; es war eine ungehörte Stunde, welche sie vor sich hatten, und Frau von Haffelbach war entschlossen, endlich ein Thema zu berühren, das der Oberst gern vermeidete. Es ließ ihr indessen länger keine Ruhe; nachdem der Plan einer Heirath Regines mit dem Grafen Montsanto so sehten drohte, wollte und mußte sie wenigstens über die Erbschaftsangelegenheit Gewißheit erhalten.

„Ich habe eine Bitte an Dich, Onkelchen,“ begann sie, ihm den Kaffee bereitend. „Es wird mir zwar recht schwer, den Gegenstand zu erwähnen, allein es gibt gewisse Dinge, zu denen wir aus Pflicht gegen uns selbst gezwungen werden; das siehst Du sicherlich ein und zürst mir nicht.“

Oberst von Webdingen, welcher sehr wohl und gut gelaunt ausah, nicht seiner Gewohnheit nach, die Worte der Nichte gleichsam beäugelnd.

Wenn Du etwas auf dem Herzen hast, so sprich, Valeska, auch unangenehme Dinge müssen ihre Erledigung finden.“

„Ganz recht. Siehst Du, Onkelchen, es ist meine ungewisse Zukunft, die mich beunruhigt, ich lebe in den Tag hinein, ohne zu wissen, wie es mit mir und der armen Regine wird, sobald Du einmal, was die Vorsetzung noch lange verhalten möge, die Augen für immer schließen solltest. Ich würde dann möglicherweise ohne einen Pfennig daselbst, im Falle Du nicht zu rechter Zeit für uns georgt hat.“

„Wieso gingst Du pfenniglos aus?“ fragte der Oberst, die klaren, stahl-scharfen Augen fest auf Frau von Haffelbach richtend, deren Nasenflügel vor nöthiger innerer Unruhe bebten.

„Ich meine, Onkelchen, laß mich ganz aufrichtig sein — es ist ja alles menschlich — ich meine, falls Daniela Deine wirkliche Tochter ist, wie die Leute behaupten; Du begreifst, da ich sie die unbedrängte Haupterin.“

Es folgte eine gewichtige Pause, Valeska wagte kaum zu athmen. „Sie ist meine Tochter,“ sagte dann der Oberst laut und deutlich.

Ihre Vermuthung hatte also doch das richtige getroffen; trotzdem rief die niedererschütternde Gewißheit solche Wölfe auf ihre Wangen und setundenlang verlagte die Stimme.

„Ja, Daniela ist meine Tochter,“ wiederholte der alte Herr halb wie im Selbstgespräch, und ich würde auch unbedingst ihre Mutter getraut haben, hätte sie sich nicht als eine höchst leichtsinnige und charakterlose Person erwiesen, die ich ihrem Schicksal überlassen mußte.“

„Ich ahnte ähnliches,“ erwiderte Frau von Haffelbach vorwurfsvoll. „Da die Sachen nun so stehen, finde ich es aber durchaus geboten, daß ein Testament gemacht wird, in welchem ich und Regine nicht ganz leer ausgehen sollen.“

„Nein, das sollst Du auch nicht; ich bin entschlossen, den Rechtsanwalt kommen zu lassen und die Angelegenheit in Ordnung zu bringen. Will der Himmel mir noch ein paar Jahre schenken, so wird es auch trotz des Testaments geschähen.“

„Und wie beabsichtigt Du die Theilung zu bestimmen, Onkel?“ bemerkte Valeska mit einem lauernden Ausdruck in den fahlen, zuckenden Zügen.

Der alte Herr stand eben im Begriffe, zu antworten, als Gufano hereintrat, um die mit der Morgenpost eingetroffenen Zeitungen und Briefe abzuliefern; da unter den letzteren sich einer befand, der Frau von Haffelbachs Aufmerksamkeit erregte, so öffnete sie halb das Kuvert und begann, sich in seinen Inhalt zu vertiefen. Er kam von Madama Renard; und während Valeska las, gingen ihre Hände so zittern an und die Brust wogte heftiger auf und ab.

Die Pensionsvorleserhin beklagte sich über Regine; sie sei durchaus nicht einverstanden mit den häufigen Touren nach Rio, die seit etwa 14 Tagen viermal kurz nacheinander stattgefunden hätten. Erstens würde Regine durch die fortgesetzten Ausflüge zerpreut, zweitens fürchten die Versuchungen des Ganges des Unterriechts, und drittens fände sie, Madama Renard, es auch nicht passend, daß eine junge Dame ihres Instituts verglichenen Fahrten, trotzdem Santo Amaro nur eine halbe Stunde von Rio entfernt sei, allein unternehme. Da Regine überdies seit letzter Zeit ein recht widerprüchliches Wesen zur Schau trage und sich energig gegen die Geheße der Pension auslehne, so halte sie es für nothwendig, Frage darüber zu führen, und nur die freundschaftlichen Gefühle, so wie die Hochachtung für Frau von Haffelbach hätten sie veranlaßt, bis dahin eine Rücksicht zu üben, die sie Regine selbst nicht länger gönnen würde.

In diesem Tone ging es weiter, und Valeska war es, als stände ihr das Herz still bei der Letztüre; vor zwei Wochen, bei Gelegenheit der Gesellschaft Romanos, hatte Regine ihres Wissens die Tour zum letzten Male zurückgelegt, nun aber nach Madama Renards Aussage seitdem schon wieder dreimal? Zu welchem Zwecke, am Himmelswillen, die heimlichen Besuche, von denen sie gar nichts wußte — die ihr nicht galten? — Was mochte dahinter stehen? Gutes auf keinen Fall, im Gegentheil, nur etwas recht Schlimmes, und während sie mechanisch den fast gewordenen Kaffee schlürfte, war ihr Entschluß bereits gefaßt; sie wollte gegen Mittag nach Santo Amaro fahren, alles näherte von Madama Renard erfragen und dann Regine zur Rede stellen; sah diese sich der Mutter so unerwartet gegenüber, ließ sich am ersten ein Befehntniß der Wahrheit erwarren.

In sichtbarer Erregung sah Valeska mehrere Stunden später neben Madama Renard, einer schon ergrauten Dame, in deren Privatzimmer, und angelehnt des Entgegenkommens der Mutter bemühte sich die Französin, die Wortkommnisse in etwas milderem Lichte darzustellen; dennoch mußte sie nach den dringenden Fragen Valeskas gestehen, daß Regine das erste Mal nach der Gesellschaftsfahrt, welche auf Witten der Mama erlaubt worden sei, ebenfalls die Nacht in Rio zugebracht habe.

„Sie hat sich jedenfalls verspätet und ist die Nacht bei Dona Angela Montsanto geblieben,“ entschuldigte sie die Tochter, um eine Wölfe zu verschütten. „Bitte, lassen Sie Regine sofort ruhen, ich werde mit ihr sprechen und es wird sich alles auflären.“

Trotz der beschwichtigenden Versicherung war es der scharfsichtige Französin keineswegs entgangen, daß die Mutter nicht das gemüthete von den abenteuerlichen Ausfahrten der Tochter wisse und dementsprechend Hana ihr Befehl, sich nach dem Privat-zimmer zu begeben; schweigend gehorchte Regine, und blieb, doch innerlich gepannt, hand sie gleich darauf vor der Mutter.

„Das sind ja allerley Geschichten, die ich da von Dir zu hören bekomme,“ begann Valeska mit vor Wuth bebender Stimme, ohne weitere Einleitung, nachdem die Thüre sich wieder hinter Madama Renard geschlossen, „ich verlange zu wissen, was Du ohne meinen Willen in Rio zu suchen hast, und wo Du die Nacht vom Freitag auf den Sonnabend verbracht!“

Regine spigte den Mund und that, als ob sie in der Erinnerung suche.

„Im Wartesaal; ich hatte den letzten Zug veräumt.“

„Das ist ja herrlich! Großartig! Eine junge Dame Deines Standes verbringt die Nacht allein im Wartesaal! Wirklich fester! Was hastest Du überhaupt in Rio zu thun, was bedeutet das Ganze?“

„Wie Du nur immer schreist, Mama, meine Nerven können das nicht vertragen! Ich mußte Perlen und Wolle kaufen zu einer Arbeit für Dich,“ entgegnete Regine mit einem Gleichmuth, der Valeska immer mehr in Harnisch versetzte.

„Und die beiden nächsten Male? Waren es ebenfalls Perlen und Wolle, welche Dich nach Rio führten?“

„Nein.“

„Zum Donnerwetter, was denn — ich will es wissen! Bringe mich nicht außer mir, Regine, ich beschwöre Dich an Gotteswillen, was soll das alles heißen? Madama Renard steht auf dem Punkt, Dich scheinlich zu entlassen, im Falle Du nicht ausreichende Erklärungen für diese Fahrten zu geben vermagst, die den Anstrich des abenteuerlichen tragen!“

Regine zuckte die Achseln. „Sei ruhig, Mama, und laß Dich nur nicht so arg von Deinem Temperament hinreißen. Du weißt, das enttrüfete Gesicht ist mir entfänglich, weil ich doch nicht daran glaube. Ich hatte eben in Rio zu thun, und bin gegangen.“

„Das genügt mir nicht, ich will den Grund, die Veranlassung dazu erfahren, und warum Du nicht zu uns gekommen bist, wie es Deine Pflicht war.“

„Nehmen wir an, es sei eine Laune von mir gewesen — ich liebe das abenteuerliche und wollte einmal sehen, wie es eigentlich das Nachts in so einem Wartesaal zugeht.“

„Zammervolle Ausflucht; gut. Ich sehe jetzt, daß Du mich offenbar belügst und etwas ganz anderes hinter der Geschichte steht; ich werde es herausbringen und sollte ich das Neantzen- und Kellerpersonal am Bahnhofs hause darüber ausfragen müssen; denn die werden Dich kennen, weil Du die Tour oft genug gemacht hast und eine Persönlichkeit bist, welche den Männern auffällt. Du zwingst mich durch Deinen Eigensinn dazu, Regine.“

„Laß das sein, Mama, erspare Dir lieber diese Blamage, weil Du doch hier allgemein für eine Heilige giltst und der größte Theil davon — ich meine von der Blamage — auf Dich zurückfällt,“ sagte Regine, indem sie den Blick drohend und stehend auf die Mutter heftete. „Wenn Du denn durchaus erfahren willst, weshalb ich nach Rio ging, so will ich es Dir sagen; ich bin mit Leopold Rombed zusammengetroffen.“

Ein Pfeilschlag in's Gesicht hätte Valeska nicht härter treffen können als dieses Geständniß; jeder Blutstropfen war aus ihrem Antlitz gewichen, während sie ihre Tochter starr, mit weitgeöffneten Augen anblökte.

„Ist — ist das wahr, — tonntest Du Dich so tief erniedrigen — und mit dem erbärmlichen Bißde — hinter meinem Rücken sprechen — und in seiner Gesellschaft hat Du die Nacht im Wartesaal —“

Sie brach ab, die Stimme verlagte, — mit dumpfen Aufschlügen schlug sie die Hände vor das Gesicht und blieb minutenlang wie bewußtlos zurückgelassen.

Regine rührte sich nicht; sie stand mit dem Rücken gegen ein Gylinderbureau gelehnt und betrachtete die Kugel ihrer linken Hand; es entging ihr jedoch nicht, daß die Thüre vorichtig geöffnet wurde und in der Spalte ein zierliches Köpfchen neugierig herein spähte.

„Unsere Unterredung ist noch nicht beendet, Mademoiselle Pauline, gebulldigen Sie sich noch kurze Zeit,“ bemerkte sie schroff in französischer Sprache. Der Kopf verschwand, die Thüre schloß sich leise.

„Bist Du fertig mit dem Anfall, Mama, so daß wir zu Ende kommen können? Die Geschichte wird hier ungemüthlich.“

„Ja, Du unnatürliches, Du misgrathenes Kind, ich habe mich genügend erholt, um Dir sagen zu können, daß Dein Benehmen der Regel zu meinem Carge ist und ich den Tod im Herzen fühle von dem, was Du mir antust. Lebt denn kein Funken Ehrgefühl in Dir, ist jede weibliche Scham in Deinem Innern ausgelöscht, daß Du, Regine von Haffelbach, die Entlein des General's von Haffelbach, der mit solcher Auszeichnung vor Königgrätz gefallen, Zusammenkünfte verabredest mit einem gewöhnlichen Kommiss, der nicht werth ist, auch nur über die Wohlsein von Dir anzufragen zu werden, jedoch ein armerlicher, niedriggeborener Lump!“

„Oho! Mäßige Dich, Mama!“ rief Regine mit zornblühenden Augen, „beschimppe mich, aber nicht ich! Nichts gibt Dir das Recht, so einen Mann herabzusetzen, den ich namentlos liebe! Freilich ist er heute noch Kommiss, aber einst wird er Chef sein und viel verdienen. Hier hat es mit dem ganzen hohen Pomp und lächerlichen Firlefanz uneres Adels nicht das geringste auf sich; denn hier ist jeder Regier ablig und Dein vielgepriesenes Militär spielt nur insofern eine Rolle, als das Spiel es benutz, unbenomene Regierungen abzulieben. Hier ist der Kaufmannsstand der erste, gleichwie er es drüben in den Hansestädten ist. Hänge doch nur um alles den verrückten Hochmuth an den Nagel, der sich lediglich auf Dein Von und andere nichtsligende Neugiertheiten stützt, in diesen großen, freien Lande werden sie für ihren Träger zur erbärmlichen Narrenkappe. Ich liebe Leopold Rombed und werde ihn heirathen.“

„Unglücklich, Du redest im Wahnsinn!“ rief Valeska gellend, „niemals gebe ich zu der unseligen Verbindung meine Einwilligung!“

„Dann müssen wir uns ohne dieselbe behelfen,“ sagte Regine, öherlich gelassen. „Im übrigen sehe ich durchaus nicht ein, was Du von Deinem Standpunkt gegen Leopold einzuwenden hast. Er stammt aus sehr guter Familie, besitzt ein wunderbares Aeußere, ein gewandtes, vornehmcs Auftreten, ist liebenswürdig, gebildet, nur Gelo fehlt ihm, und das wird er schon erwerben; Onkel Karl muß ihm eben ein kleines Kapital vorstrecken, damit er anfangen kann, und das bewilligt er uns auch.“

„Wie geschieht das?“ entgegnete Valeska hohnvoll, ahlenlos. „Wie werde ich diesen Menschen als meinen Schwogerohn anerkennen, nie gebe ich zu, daß er einen Pfennig von Onkel Karls Geld erhält. O, mein Gott, mein Gott, wer hätte gedacht, daß ich so furchtbar an meinem einzigen Kind erleben würde, dem Glück und Zukunft zu bestreiten ich willig Jahre meines Lebens in unerträglichem Zwang und der trostlosen Umgebung eines Kranken opfert!“

Regine zuckte die Achseln. „Sei ruhig, Mama, und laß Dich nur nicht so arg von Deinem Temperament hinreißen. Du weißt, das enttrüfete Gesicht ist mir entfänglich, weil ich doch nicht daran glaube. Ich hatte eben in Rio zu thun, und bin gegangen.“

„Das genügt mir nicht, ich will den Grund, die Veranlassung dazu erfahren, und warum Du nicht zu uns gekommen bist, wie es Deine Pflicht war.“

„Nehmen wir an, es sei eine Laune von mir gewesen — ich liebe das abenteuerliche und wollte einmal sehen, wie es eigentlich das Nachts in so einem Wartesaal zugeht.“

„Zammervolle Ausflucht; gut. Ich sehe jetzt, daß Du mich offenbar belügst und etwas ganz anderes hinter der Geschichte steht; ich werde es herausbringen und sollte ich das Neantzen- und Kellerpersonal am Bahnhofs hause darüber ausfragen müssen; denn die werden Dich kennen, weil Du die Tour oft genug gemacht hast und eine Persönlichkeit bist, welche den Männern auffällt. Du zwingst mich durch Deinen Eigensinn dazu, Regine.“

„Laß das sein, Mama, erspare Dir lieber diese Blamage, weil Du doch hier allgemein für eine Heilige giltst und der größte Theil davon — ich meine von der Blamage — auf Dich zurückfällt,“ sagte Regine, indem sie den Blick drohend und stehend auf die Mutter heftete. „Wenn Du denn durchaus erfahren willst, weshalb ich nach Rio ging, so will ich es Dir sagen; ich bin mit Leopold Rombed zusammengetroffen.“

Ein Pfeilschlag in's Gesicht hätte Valeska nicht härter treffen können als dieses Geständniß; jeder Blutstropfen war aus ihrem Antlitz gewichen, während sie ihre Tochter starr, mit weitgeöffneten Augen anblökte.

„Ist — ist das wahr, — tonntest Du Dich so tief erniedrigen — und mit dem erbärmlichen Bißde — hinter meinem Rücken sprechen — und in seiner Gesellschaft hat Du die Nacht im Wartesaal —“

„Ist — ist das wahr, — tonntest Du Dich so tief erniedrigen — und mit dem erbärmlichen Bißde — hinter meinem Rücken sprechen — und in seiner Gesellschaft hat Du die Nacht im Wartesaal —“

„Ist — ist das wahr, — tonntest Du Dich so tief erniedrigen — und mit dem erbärmlichen Bißde — hinter meinem Rücken sprechen — und in seiner Gesellschaft hat Du die Nacht im Wartesaal —“

Kater aus Frauen.

Es ist im Leben häufig ein Verdrüss, das bei den Meinen gleich die Dornen stehen, und was das arme Ders auch leidet und nicht, zum Schicksal kommt das Benehmen der Frauen.

Der Blätter.

Klar und kühl legt die reine Herbstatmosphäre sich in wunderbarer Durchsichtigkeit über Himmel und Höben, über Kirchdächer, Kuppeldächer und Baumkronen, bis plötzlich ein kühner Windstoß wirbelnd einberauscht, die dünnen Herbstblätter raschelnd herabsegt und mit ihnen tausend trübe Gedanken aufschreckt. Warum kann es nicht immer bleiben, wie es eben noch war, warum müssen die Blätter fallen? Weshalb dürfen wir nicht dauernd im reinen Lichte wandeln, weshalb muß es immer wieder trübe werden?

„Venes töthliche Blätterchen dort, das der Wind grausam von seinem Aornstamm heruntergekauft, es erzählt von rothen Kinderlippen, die einst die Mutter so innig geküßelt, bis der graufame, tobbringende Weibwind kam und es aus seinem angeklammerten, warmen, wohnigen Wäghen auf immer verdrückte. Und das Mutterherz fenst ihm tausend Thränen nach.“

Dort drüben bäumt sich eben noch ein weltes grünes Wäghen auf gegen die Angriffe des kühnen Windigen Gellen und blickt feindsüchtig hinauf nach seinem heimathlichen Nestlein. Es erinnert an die harten Kämpfe des armen Wefens, das in der Fremde unheimlicher herumgehoben, sich zurechtfindet nach dem sicheren friedlichen Wäghen im Elternhaus, aus dem er so ungerne geschieden.

Kernst ruht ein zartes gelbes Birtenblättchen aus von all den Schmerzen, die ihm der schlimme Sturm zugefügt. Sein Brüdlein hängt noch hoch oben auf dem Baum und könnte sich des goldenen Lebenslichtes erfreuen, wenn die Trauer es nicht quälte nach dem verlorenen Schwefelstern, das der Sturm ihm erbarmungslos entführt.

Am Wegesrand liegt ein gelichtetes burpurrothes Blatt vom Obsterbaum, es gleicht dem jungen Wäghen, das aus dem Nest gefallen. Und drüben sucht das verlassene arme Mütterlein sich schier die Augen aus nach dem verlorenen schwachen Kind, das kaum noch füllige den Mahtraf der besorgten Mutter nicht vernahmen mochte und nun mit gemütheten Pfälzchen und gedrohenem Herzen am Wege stehen muß. Wie thu ich dich Scheiden werden!

Ueber den Wasserpiegel hinweg erhebt der Wind ein geliches Weidenblatt. Es erinnert an den theuren Vater, der nicht sterbend untergehen kann und scheiden mag von Weib und Kind, die zärtlich er geliebt. Der Weidenblüthe jedoch erfährt die schwache schlanke Gestalt und bläst so rauh, bis aus das letzte Frühlings Leben daraus entstundenen und traurig der Körper der Gewalt unterliegen muß. Die Seele aber läßt sich los, trotz widem Stürmen und schwebt den reinen Licht Höhen zu.

Die Herbstblätter müssen fallen, viel Trauer und Trennungsschmerz herrscht auf der Erde, aber über den wellenden, sterbenden Blättern hinweg erhebt sich doch immer wieder die klare trübende Herbstatmosphäre mit ihrem göttlichen reinen Lichte.